

Kerstin Hahn

Freischwimmen

Copyright: © 2023 Kerstin Hahn

Lektorat: Susanne Zeyse

Umschlag & Satz: Erik Kinting – buchlektorat.net

Verlag und Druck:

tredition GmbH

An der Strusbek 10

22926 Ahrensburg

Softcover 978-3-384-00750-6

Hardcover 978-3-384-00751-3

E-Book 978-3-384-00752-0

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

*In Liebe
für Joshua und Clara*

Inhalt

Aggertalsperre, Juni 1970.....	9
Gallinden, Ostpreußen, Januar 1945	15
Dortmund, 1946	19
Dortmund, 1951	21
Dortmund, 1960	23
Dortmund, 1956-1958	29
Tanztee.....	29
Lastenausgleich	33
Dortmund, 1961	36
Auf der Hütte	36
Büsum, 1968.....	38
Bergkamen, 1969	44
Familienbesuche.....	44
Böse Hexe	45
Dortmund, 1970-81.....	51
Oma Hedda	51
Gefahr im Paternoster	54
Hühnerstall und Eiserkuchen	62
Rettung für die Hühner	63
Hausgemeinschaft	65
Pippi Langstrumpf.....	67
Fernseher sticht Waschmaschine.....	70
Rosen für Karel Gott	75
Monster in weiß.....	78

Auf dem Stuhl bei Dr. Leidenberger	81
Stell dich nicht so an.....	86
Grundschuljahre	88
Olympische Spiele 1972	90
Attentat	93
Autofreier Sonntag	96
Der Himmel auf Erden.....	104
Blick in eine andere Welt.....	109
Frankfurter Kranz.....	117
Oma Heddas Sonderangebote	122
Heinrich, der Familienpsychopath.....	125
Oh Du Fröhliche.....	127
Ich steh an deiner Krippe hier	134
Knecht Ruprecht.....	138
Wer erbt?	140
Überraschungsgast.....	142
In guten wie in schlechten Tagen	146
Flügge werden gefällt nicht jedem	154
Potemkin lässt grüßen.....	162
Isolation	165
Auf eigenen Füßen	172
Vom Regen in die Traufe.....	175
Bruce verliert den Kampf	179
Unter freiem Himmel.....	183
So nicht!.....	191
Lichtblicke	193
Eintauchen ins Leben.....	195
Muttergefühle.....	196

Heidelberg, 1982–87	200
Immer weiter	203
Kurfürst Friedrich.....	210
Stines Studium: Justus	214
Stines Studium: Martha	216
Mein Studium: Stine.....	218
Abschied vom Philosophenweg	221
Bochum, 1987-93.....	223
Sehen und Lernen.....	223
Ile-de-France	229
Die Reise nach Paris	232
Strebepfeiler und Wasserspeier	240
Dem Himmel so nah	241
Magistra Artium	245
Dortmund, 2015	248
Letzter Akt	248
Luganer See, 2022.....	251
Nachwort.....	253

Aggertalsperre, Juni 1970

„Da ist es. Endlich sind wir da!“

„Nicht so aufgeregt, mir platzt fast das Trommelfell!“, ruft Mama lachend und hält sich die Ohren zu.

Durch die Bäume sehe ich es leuchten, das kleine Holzhaus, in dem wir die Ferien verbringen werden. Ich klebe mit der Nase an der Scheibe, damit ich nichts verpasse. Hinter dem Haus, am Ende des Gartens, kann ich den Stausee glitzern sehen.

In meinem Bauch kribbelt es vor Aufregung und ich zappele auf der Rückbank von unserem alten klapprigen Ford herum. Ich freue mich wie Bolle, weil ich so gerne an diesem Ort bin, den wir schon vom letzten Jahr kennen.

Es ist das Ferienhaus von Herrn Hülsemann, das ist Papas Chef, und wir wohnen hier eine Woche umsonst. Echt wahr. Es kostet nichts. Dafür erledigen Papa und ich etwas Wichtiges für Herrn Hülsemann.

Die Holzverkleidung ist hell und ausgetrocknet von der Sonne. Wir streichen alles von oben bis unten mit Ölfarbe. Fast so, als wenn wir unsere Körper mit Sonnencreme einreiben, damit die Haut in der Sonne nicht verbrennt. Und wir im Alter nicht so faltig aussehen wie die Leguane, sagt Mama.

Zur Belohnung für diese Anstrengung lässt uns Herr Hülsemann hier wohnen. Damit die Arbeit schnell erledigt ist und wir endlich richtig Ferien haben, helfe ich beim Streichen. Obwohl ich erst acht Jahre alt bin, aber

ich bin echt geschickt. Sagt Papa, der mich bei Handwerksarbeiten immer lobt, weil ich seine fleißige Helferin bin.

Wir fühlen uns hier wie im Paradies, weil man gleichzeitig am Wald und direkt am Wasser sein kann. Mama findet, das ist echter Luxus. Zu Hause leben wir in einer Siedlung. Dort gibt es für uns Kinder nicht einmal einen vernünftigen Rasen zum Rumspringen und Fangenspielen. Richtige Natur, so wie hier, findet man bei uns nicht. Höchstens einen winzigen Wald, aber bis dahin müssen wir lange laufen. Bis der erste Baum in Sichtweite kommt, dauert es ewig und einen See, so wie hier, gibt es überhaupt nirgends bei uns zu Hause. Wir haben nur einen großen schwarzen Berg, den kann ich aus dem Küchenfenster sehen. Das ist unsere Zechenhalde, aber da darf niemand spielen.

Wasser ist das Beste, vor allem, weil ich schwimme wie ein Fisch. Zuhause sind wir oft im Schwimmbad, aber da ist es nicht halb so schön wie im See. Dauernd kriegt man die Hacken von irgendwem in die Seite gerammt, weil es drängelig ist wie auf der Südtribüne im Stadion.

Das Ferienhaus steht auf einem kleinen Hügel, von dem aus ich direkt mit Karacho durch den Garten runter in den See renne. Jeden Tag zwanzigmal.

Ich mag auch den Keller gerne, weil dort jede Menge Krimskram rumliegt, in dem ich stundenlang herumwühle. Wie ein Trüffelschwein, sagt Papa. Es gibt Geräte, Werkzeug, alte Lampen und eine Waschma-

schine. Die ist der Hit. Mama hat gejubelt, als sie das Teil entdeckt hat. Denn zu Hause wird die Wäsche mit der Hand gewaschen. Neulich hätten wir fast eine Maschine gekauft, aber dann war doch der Fernseher wichtiger, den Papa für wenig Geld gebraucht von einem Kollegen abgekauft hat.

Vom Lastwagen gefallen, hat er gesagt, als Mama fragte, warum der so günstig war. Das fand ich komisch. Einen Sturz aus solcher Höhe auf die Straße hätte der Fernseher doch gar nicht überlebt, aber als ich Papa gefragt habe, ob er uns auf den Arm nimmt, hat er nur streng geguckt und ich habe mich getrollt.

Der Fernseher ist toll. Hier gibt es keinen, aber dafür etwas Besseres. Neben der Waschmaschine, die Mama bewundert, wie ich meine Geschenke an Weihnachten, lehnt es an der Wand. Es ist mit einem riesigen Tuch abgedeckt.

Als wir letztes Jahr bei unserem ersten Besuch vorsichtig eine Ecke gelupft haben, um zu sehen, was sich darunter versteckt, ist mir fast das Herz stehengeblieben. Ich habe nach Luft geschnappt wie ein Fisch auf dem Trockenen. Nachdem wir das Laken weggezogen hatten, lag es schnittig schmal und spitz wie ein Pfeil vor uns.

„Ein Boot“, habe ich gekreischt, so laut, dass Mama sich mal wieder die Ohren zugehalten hat.

Echt jetzt, kein Witz! Ein richtiges Paddelboot. Für Profis. Mindestens doppelt so lang wie mein Körper. Und ich bin die zweitgrößte in der Klasse. Wir haben

das Boot auf den Boden gekippt und ich habe mich danebengelegt. Die Füße lagen an einem Ende und mein Kopf reichte nicht einmal bis zur Mitte. Riesig, das Teil. Dazu gibt es zwei Paddel und sogar ein schneeweißes dreieckiges Segel, viermal so groß wie Omas gute Tischdecke.

Die Ausflüge mit diesem Zweier, wie Papa das Boot nennt, sind für mich die tollste Belohnung. Aber die gibt es erst, wenn wir mit dem Streichen fertig sind.

Endlich biegen wir auf den Waldweg ein und sind angekommen. Eine Kuh hatte urgemütlich mitten auf dem Weg gestanden. Erst nach dem fünften Hupen ist sie schneckenlangsam weitergetrottet. Kaum hat Papa das Auto vor dem Haus geparkt, schieße ich raus wie ein Torpedo und reiße den Kofferraum auf, damit wir zusammen das Gepäck ausladen. Wie jedes Mal, wenn wir verreisen, sind wir heute schon in aller Herrgottsfrühe im Dunkeln aufgebrochen. Damit wir was vom Tag haben, sagt Papa.

Es ist erst kurz vor neun und nachdem wir unser Gepäck in den Zimmern verstaut haben, legen wir direkt mit der Arbeit los. Nach der langweiligen Autofahrt habe ich Lust auf Bewegung und springe wie Rumpelstilzchen ums Feuer um meine Eltern herum. Papa stellt sofort alles für die Arbeit bereit und wir legen los, schwingen die dicken weichen Pinsel.

Das Holz ist auf unserer Seite, hilft selber mit, denn es ist von der Sonne so trocken und blass wie ich im

Winter, und saugt durstig die dunkle Ölfarbe auf. Nicht ein Tropfen fällt auf den Boden. Ich rieche den Duft der Farbe so gerne und freue mich über den dunkelbraunen feuchten Glanz, wenn ich mit dem dicken triefenden Pinsel das Öl auftrage. Ein paar Stunden brauchen wir, bis die letzte Latte gierig alle Farbe aufgeschleckt hat, dann fangen endlich die Ferien an.

Die haben wir uns redlich verdient, sagt Papa, grinst mich mit verschwörerischem Blick an und kneift ein Auge zu. Wenn er mich so ansieht, wird mir immer richtig warm ums Herz, weil ich merke, dass Papa mich genauso gerne hat wie ich ihn.

Wir räumen zügig alles auf, dann geht's los.

Ich sprinte jubelnd vor Freude in den Keller zum Boot, reiße ungeduldig den Schutzbezug ab und suche die Paddel.

Wo bleibt denn Papa nur? Alleine darf ich das Boot nicht zum Wasser ziehen. Das haben meine Eltern mir streng verboten und daran halte ich mich. Was Papa sagt, ist Gesetz bei uns.

Ungeduldig renne ich nach oben, um zu schauen, wo er bleibt. Da sitzt er am gedeckten Tisch, auf dem schon dampfend das Essen steht. Mama hat in der Zeit, in der wir gestrichen haben, gekocht. Klar habe ich Hunger, aber der ist nicht so groß, wie die Lust, endlich ins Boot zu steigen.

Ja, ich weiß, erst wird gegessen. Da lassen meine Eltern nicht mit sich handeln. Aber ich zapple die ganze Mahlzeit herum und kann es nicht abwarten, bis alle

den letzten Bissen genommen haben. Sofort stürme ich raus und endlich folgt Papa mir nach.

Auf die Bootsausflüge kommt er immer mit, für mich alleine ist das zu gefährlich, obwohl ich schon lange schwimmen kann. Aber das ist in Ordnung. Papa und ich haben jedes Mal echt Spaß zusammen. Als wir im letzten Jahr auf unserer ersten Segeltour bei Windstärke fünf eine Wende vermurkst haben und gekentert sind, hat es uns vor Lachen geschüttelt. Jedenfalls, nachdem wir prustend und wasserspuckend aufgetaucht sind und klar war, dass wir überlebt haben.

Wenn wir hier sind, haben alle beste Laune, sind entspannt und vergnügt. Wie im Paradies eben!

Gallinden, Ostpreußen, Januar 1945

„Nun geh schon.“ Mit barscher Geste schob sie den Sohn von sich, drehte sich um und verließ ungerührt das Zimmer.

Der Junge stand schweigend da, den Blick auf den Boden gerichtet, die schmalen Schultern vornüber gesunken. In seinem Kopf drehte sich alles, ein dicker Kloß saß ihm wie eine fettgefressene Kröte im Hals und drückte ihm Tränen in die Augen.

Die Mutter hatte ihm, als er aus der Schule kam, mit gehetzter Stimme zugerufen, sie müssten sehen, dass sie fortkämen. Die Russen. Schon auf dem Weg nach Hause hatte er die Aufregung im Dorf gespürt. Alle waren wie die Wiesel hin- und hergerannt, die meisten Menschen, die ihm begegneten, in aufgeregte Gespräche verstrickt. Ganz anders als sonst.

Dass sie sich vor den Russen in Sicherheit bringen mussten, konnte Justus verstehen. Schon öfter hatte er gehört, wie sich die Mutter mit einer Nachbarin darüber austauschte, was allen blühte, wenn der Russe sie erwischte. Er hatte keine Ahnung, was damit gemeint war, aber die Angst in den Augen der Frauen hatte er gesehen.

Heute war es also so weit. Die Rote Armee im Anmarsch und Eile geboten. Aber das war nicht das Schlimmste für ihn. Die Mutter hatte mit harter Stimme verkündet, sie müsse sich auf der Flucht um ihre Tochter kümmern. Er sei alt genug, sich allein durchzuschlagen. Sie könne ihn nicht mit durchfüttern.

Bei der Erinnerung an ihre lieblosen Worte drückte der Froschkloß ihm erneut die Luft ab. Seine Schwester Ilse war sieben, nur ein Jahr jünger als er. Aber eben ein Mädchen. Justus bemerkte kaum, wie seine Mutter ihm die große Tasche, die sie sonst zum Einkaufen benutzte, vor die Füße stellte.

„Pack da die Sachen rein, die du mitnehmen willst, aber nur Nützliches!“, rief sie ihm zu und war sofort wieder im Nebenraum verschwunden.

Keine Stunde später stolperte der Junge, bepackt mit seiner vollen Tasche, über den Schotterweg zum kleinen Dorfbahnhof. Dort herrschte reges Treiben, Menschenmassen drängten zum Bahngleis, auf dem ein Zug wartete. Der Pulk der Menge zog ihn mit, bis er eingepfercht zwischen unzähligen Menschen, hungrig und frierend in einem Eisenbahnwaggon gelandet war. Wie nach einer schallenden Ohrfeige dröhnten die letzten Worte in seinem Kopf, die seine Mutter ihm zum Abschied entgegengeschleudert hatte: „Hau endlich ab und mach mir nicht auch noch das Leben schwer!“

Ruckend setzte sich der Güterzug in Bewegung, hielt aber nach wenigen Metern wieder an.

„Wir stehen auf dem Abstellgleis“, sagte eine alte Frau neben ihm. „Bald kriech ich hier drin kejne Luft mehr.“ Sie atmete schwer. Als sie ihn bemerkte, hielt sie ihre aufsteigenden Tränen zurück und ihr Ausdruck wurde milde. „Na Jungchen, haben se dich alleijn jelas-
sen? Mutter verloren?“

Er nickte.

Sie kramte in der Tasche ihres dicken Mantels. „Hier, viel ist es nicht, aber das kannste haben, du arme Jung“, sagte sie und streckte ihm einen trockenen Brotkanten hin.

Zögerlich ergriff er die Gabe und bevor sie es sich anders überlegte, schob er sich das Brot in den Mund.

Irgendwann ruckelte und quietschte es und der Zug setzte seine Fahrt fort. Er verlor jedes Zeitgefühl. Nach einer gefühlten Ewigkeit, in der Justus vor Müdigkeit kaum noch die Augen offenhalten konnte, wurde er durch abruptes Bremsen nach vorne geschleudert und unsanft gegen seine Nachbarin gestoßen. Benommen rappelte er sich auf.

Jemand zog von außen die Türen des Waggons auf. Gierig sog er die eisige Luft ein und ein stechender Schmerz durchfuhr seine Lunge. Auf steifen Beinen stiegen die Passagiere aus, entflohen dem atemberaubenden Gestank menschlicher Ausdünstungen und der Enge des Bahnwaggons, in dem sie viele Stunden zusammengepfercht gewesen waren. In der klirrenden Kälte der Nacht versammelten sich die Flüchtlinge. Der Junge sah sich suchend um, in der Hoffnung, Mutter und Schwester zu entdecken, sah sie aber nicht. Ein uniformierter Mann zog ihn grob am Ärmel. „Nicht stehenbleiben, immer in die Richtung laufen!“

Sein ausgestreckter Arm wies vom Zug weg. Nach wenigen Metern Marsch durch den hohen Schneematsch waren seine Füße in den seit Ewigkeiten kaputten Schuhen durchnässt. Überall am Wegesrand sah er

geschwächte und verletzte Menschen sitzen, überwiegend Frauen und Kinder. Manche starnten nur vor sich hin, viele weinten oder schrien vor Verzweiflung und Schmerz.

Er marschierte tapfer weiter mit dem Winterappell seiner Mutter im Ohr: „Bei Kälte immer in Bewegung bleiben.“

Ihm war klar, wenn er der Schwäche seines Körpers nachgab, um sich auszuruhen, seiner Müdigkeit, dem Hunger und der Eiseskälte, die seine Glieder lähmte, würde er erfrieren. Also trottete er weiter, sackte immer wieder vor Schwäche zusammen, aber rappelte sich sofort wieder auf.

Der Schreck fuhr ihm in die Glieder, als er gepackt und in die Höhe gerissen wurde. Einen Moment später fand er sich auf einem voll bepackten Pferdefuhrwerk wieder neben einer jungen, kräftigen Frau. Erschöpft ließ sie sich zwischen die aufgestapelten Kisten und Säcke fallen und zog den Jungen neben sich.

Das war seine Rettung.

Dortmund, 1946

Justus schreckte hoch, brauchte einen Augenblick, um sich zu orientieren, bevor er feststellte, dass er in Sicherheit war. Aus dem benachbarten Bett vernahm er den gleichmäßigen Atem des Jungen, mit dem er sich seit seiner Ankunft im Ruhrgebiet ein Zimmer teilte.

Nach wochenlanger Odyssee war er hier gestrandet, aus Ostpreußen geflüchtet, mitgezogen vom unendlichen Strom der Menschen hatte er täglich um sein Überleben gekämpft. Für ihn bedeutete die Stadt im Ruhrgebiet Neuanfang.

Er kannte niemanden.

Es war seine Stunde Null.

Eine dauerhafte Bleibe finden, unterkommen. Sicher sein. Ausgehungert und schmutzig hatte eine barmherzige Seele ihn in einer Ecke kauernd gefunden und in eine Einrichtung für verlassene Kinder gebracht. Auf die Fragen, was mit seinen Eltern passiert sei, antwortete er immer: „Sie sind tot.“ Einige Tage später wurde er an ein Waisenhaus vermittelt.

Es war eng und spartanisch in seiner neuen Unterkunft, aber es gab regelmäßige Mahlzeiten, ein Bett zum Schlafen und andere Kinder, die ihre Eltern verloren hatten und die von niemandem sonst versorgt werden konnten. Alles in allem ein Luxus nach den Entbehrungen der Flucht, nach dem Hunger, der eisigen Kälte, der quälenden Einsamkeit und der beängstigenden Schutzlosigkeit. Die lähmende Angst aber, über

Monate seine ständige Begleiterin, war geblieben. Regelmäßig rissen ihn seine Alpträume aus dem Schlaf, schweißnass schreckte er hoch. Dann senkten sich die Erlebnisse seiner Flucht unerbittlich und bleischwer auf seinen Körper, zermalmten ihn in seinem Bett.

Zitternd vor Kälte, flüchtend vor dem entsetzlichen Anblick sterbender Frauen und Kinder am Wegesrand, kraftlos vom tagelangen Hungern und allein gelassen. Das waren die Bilder seiner Kindheit.